

Antonio Gramsci, Italien und die KPI

Leben und Werk des kommunistischen Theoretikers — seine Bedeutung und seine Grenzen / Eine Analyse von Paul Huber

Nach den italienischen Parlamentswahlen vom Juni dieses Jahres stellte sich mit grosser Dringlichkeit das Problem einer Regierungsbeteiligung der Kommunisten. Sie kam in der Folge nicht zustande, aber das Problem wird sich in Zukunft wohl erneut stellen.

Die Erfolge und die zunehmende Bedeutung der KPI in der italienischen Politik haben auch im Ausland das Interesse an dieser Partei und ihrer Geschichte verstärkt. Der Blick fiel dabei auch immer wieder auf jenen Mann, den die italienischen Kommunisten nicht nur als einen der Gründer ihrer Partei, sondern als einen ihrer grössten Theoretiker betrachten: Antonio Gramsci.

Wer war Antonio Gramsci?

Er wurde geboren am 22. Januar 1891 in Ales (Cagliari) auf Sardinien, als viertes von sieben Kindern. Er besuchte die Schule in Ghilarza und absolvierte bis 1911 das Gymnasium. Ein Stipendium, das er gewinnt, ermöglicht ihm ein Studium. Im Herbst 1911 reist er nach Turin und schreibt sich an der Fakultät für Literatur ein.

Die ersten Jahre in Turin lebt Gramsci zurückgezogen und widmet sich seinen Studien, geplagt von materiellen Nöten. Zwar hat er Kontakte zur sozialistischen Bewegung Turins, aber erst im Winter 1913 beginnen sie enger zu werden; in diese Zeit fällt auch sein Beitritt zur Sozialistischen Partei (PSI). Im Frühjahr 1915 gibt er die Studien auf. Vorher schon, am 31. Oktober 1914, war sein erster Artikel erschienen, der Beginn einer journalistischen Tätigkeit, die bis zu seiner Verhaftung (1926) anhalten sollte. Die Zeitungsartikel sind, mit wenigen Ausnahmen, die einzigen Dokumente, anhand derer man die Entwicklung seines Denkens verfolgen kann, denn Gramsci schrieb und veröffentlichte in dieser Zeit keine Bücher.

Für Gramscis Denken bildete das entscheidende Ereignis die Russische Revolution, deren überzeugter Anhänger er wird, seine Auseinandersetzung mit den Theorien Lenins stellt für ihn das bestimmende intellektuelle Erlebnis dar.

«Ordine Nuovo»

1919 gründet Gramsci mit einigen Gleichgesinnten (Tasca, Terracini, Togliatti) die Wochenzeitschrift «Ordine Nuovo». Sie ist, zusammen mit «Il Soviet» (gegründet in Neapel von Amadeo Bordiga), das Sprachrohr der kommunistischen Fraktion innerhalb des PSI, jener Fraktion, aus der später die KPI hervorgehen sollte. Von der Tribüne des «Ordine Nuovo» aus verlangen Gramsci und seine Freunde von ihrer Partei eine revolutionäre Politik leninistischer Art. Nach Gramscis Meinung muss die Partei schon jetzt um die Bildung eines Räteystems bemüht sein, das später den bürgerlichen Staat in seinen Funktionen ersetzen soll.

«Der Fabrikrat ist das Modell des proletarischen Staates» (11. 10. 1919), stellt Gramsci fest und erklärt: «Die Revolution ist kein wunderbarer Akt, sie ist ein dialektischer Prozess der geschichtlichen Entwicklung. Jeder Rat industrieller oder landwirtschaftlicher Arbeiter, der um eine Arbeitseinheit entsteht, ist ein Ausgangspunkt dieser Entwicklung, ist eine kommunistische Verwirklichung.»

Die Räte sind für Gramsci ein erster Schritt auf dem Weg zur Revolution und gleichzeitig Grundlände des neuen, proletarischen Staates. Von dieser ihrer doppelten Funktion her erklärt sich die Bedeutung, die Gramsci ihnen beimisst; er kehrt immer wieder zu dieser Frage zurück. Zur gleichen Zeit verschärfte sich aber auch seine Kritik an der eigenen Partei, die nach seiner Meinung keine genügend revolutionäre Politik betreibt.

Fabrikbesetzungen

In dieser Situation kommt es zu jenem Ereignis, das in mancher Hinsicht eines der entscheidenden der Zwischenkriegszeit in Italien ist: die Besetzung der Fabriken durch die Metallarbeiter im September 1920. Die Kontroverse, die von Lohnforderungen ausgegangen war, hatte mit der



Antonio Gramsci (1891–1936), Mitgründer und Philosoph der Kommunistischen Partei Italiens, berühmt durch seine «Quaderni del Carcere».

Besetzung eine Dimension angenommen, die das ganze politische System bedrohte. Jedoch — die Fabrikbesetzungen enden nicht in einer Revolution, wie Gramsci und mit ihm viele andere gehofft hatten, sondern in einer Abstimmung, in der sich die Arbeiter für die zugesprochenen Lohnerhöhungen und gegen die Durchsetzung politischer Forderungen aussprechen. Der Konflikt innerhalb des PSI wird nun immer offener. Am 21. Januar 1921 unterliegt am Parteitag in Livorno eine Motion der linken Fraktion, in der die Umgestaltung der Partei gemäss den Richtlinien der III. Internationale gefordert wird. Die kommunistischen Delegierten verlassen den Saal und gründen gleichentags in Livorno die Kommunistische Partei Italiens, «Sektion der III. Internationale». Mit dabei ist Gramsci, der zum Mitglied des ersten Zentralkomitees der neuen Partei wird.

Mussolinis Repression

Die Fabrikbesetzungen hatten aber nicht nur die Gründung der KPI beschleunigt, sondern auch einer anderen Bewegung Auftrieb gegeben: dem Faschismus, der nun die Strassen zu beherrschen beginnt und den Gramsci als die «Mobilisierung des Kleinbürgertums für den Angriff des Kapitals gegen das Proletariat» begriff. Zwar erkennt Gramsci, dass der Faschismus «das oberste Ziel jeder Bewegung, den Besitz der politischen Macht» verfolgt; trotzdem kommt er in seinen Artikeln nur wenig auf ihn zu sprechen. Seine dauernde Polemik richtet sich gegen die Sozialisten, wohl gemäss den Ausarbeitungen der Internationalen.

Der Marsch auf Rom am 28. Oktober 1922 bringt Mussolini an die Macht. Gramsci befindet sich seit Mai in Moskau, als Mitglied der Exekutive der Internationalen. In einem Krankenhaus bei Moskau, wo er sich erholt, lernt er Julija Schucht kennen; mit ihr hat er zwei Kinder: Delio und Giuliano. Im November 1923 zieht Gramsci nach Wien. Am 6. April des folgenden Jahres zum Abgeordneten gewählt, kehrt er im Mai nach Italien zurück und nimmt, nebst der Parteiarbeit, an den Parlaments-sitzungen teil.

Nach der Matteotti-Krise wird die Repression der Regierung Mussolini gegen die politischen Gegner immer härter, und am 8. November 1926 wird auch Gramsci, zusammen mit anderen Führern der KPI, verhaftet. Er wird in einem ersten Verfahren zu fünf Jahren Verbanntung verurteilt und auf die Insel Ustica gebracht. Am 1. Februar 1927 beginnt das «Spezielle Gericht für den Schutz des Staates» seine Arbeit; von diesem wird Gramsci erneut verurteilt, diesmal zu 20 Jahren, vier Monaten und fünf Tagen. Er tritt seine Haft im Gefängnis von Turin (Hari) an.

Im November 1932 wird seine Strafe auf zwölf Jahre und vier Monate reduziert. Inzwischen verschlechtert sich seine Gesundheit immer mehr; er leidet an Bluthusten, sein körperlicher Zustand ist ernst. Im Oktober 1934 (Gramsci ist in einer Klinik interniert) wird er, nicht zuletzt dank einer Pressekampagne im Ausland, bedingt freigelassen; im April 1936 folgt die definitive Freilassung. Die anderthalb Jahre dazwischen hatte Gramsci unter Bewachung in einer Klinik verbracht. Aber schon am 25. April 1936 erleidet er eine Gehirnblutung. Seine Schwägerin Tatjana Schucht, die sich schon während der Haft um ihn gekümmert hat, pflegt ihn. Doch zwei Tage später stirbt Gramsci.

Gramscis Hauptwerk

Während der Zeit im Gefängnis nun sind diejenigen Schriften Gramscis entstanden, die als sein Hauptwerk gelten: die «Quaderni del Carcere» — 29 Hefte, in die Gramsci Notizen zu verschiedensten Themen eintrug, die ihn beschäftigten und die er später in ausführlicher Form behandeln wollte. Die Hefte wurden nach dem Krieg in einer Ausgabe herausgegeben, die die Aufzeichnungen nach Themenkreisen ordnet. Letztes Jahr erschien nun auch eine kritische Ausgabe, die die Notizen, Hefte für Hefte, in der ursprünglichen Reihenfolge enthält.

Die Aufzeichnungen der «Quaderni» entwickeln nicht immer ein geschlossenes Konzept, sondern sind oft einfache Anmerkungen zu Büchern oder Artikeln und damit ohne direkten Bezug zueinander (was die Lektüre manchmal erschwert). Alle

Seminar- und Sekundarlehrer, Verfasser mehrerer pädagogischer Werke und doziert nun Didaktik und Methodik am Lehrerinnenseminar in Ingenbohl. Er schrieb uns aus seinem Wohnort Grenchen:

«Die letzte (nz am wochenende) hat mich wieder im Innersten aufgewühlt. Der Artikel von Jürg Jegge «Kinder, die an der Schule leiden» ist erschütternd, aber leider nur allzuwahr... Und weiter: «Darf ich Ihnen meine Ansprache anlässlich der Verleihung des Grenchner Kulturpreises mit der Bitte um Veröffentlichung zustellen. Ich möchte allen Lehrern meinen Schrei: Es gibt keine «frechen», «faulen» und «dummen» Schüler! ins Herz brennen.»

Karl Stiegers Bitte kann entsprochen werden. Zu hoffen ist, dass sein «Schrei» (wie derjenige Jegges) Gehör finde — nicht nur bei Lehrern.

August E. Hohler

Aufzeichnungen aber; und insofern sind sie eben doch verbunden, kreisen stets um je ein spezifisches Hauptthema, zu dessen Erörterung sie einen Beitrag darstellen. Diese Hauptthemen (oder Themenkreise) werden durch die Titel der einzelnen Bände der älteren Ausgabe bezeichnet. Auf diese Ausgabe werden wir im folgenden eingehen.

Im ersten Band, «Il materialismo storico e la filosofia di Benedetto Croce», gibt Gramsci einige grundsätzliche Hinweise, welche Bedingungen er an die Philosophie stellt. Er erklärt, dass der Katholizismus «das Problem, die ideologische Einheit im ganzen sozialen Block zu bewahren», in der Vergangenheit mittels des Klerus gut lösen konnte. Dabei habe der Katholizismus jedoch die unteren Schichten in der Ignoranz belassen. Für Gramsci dagegen kann eine eigentliche Philosophie nur jene sein, die «nie vergisst, im Kontakt mit den «Einfachen» zu bleiben und die in diesem Kontakt den Ursprung der zu studierenden und zu lösenden Probleme findet».

Die Partei als Elite

Nachdem Gramsci hingewiesen hat auf die «Wichtigkeit und Bedeutung, die die Parteien in der modernen Welt bei der Ausarbeitung und Verbreitung von Weltanschauungen haben, insofern als sie im wesentlichen die diesen konforme Ethik und Politik ausarbeiten», folgert er:

«Deshalb kann man sagen, dass die Parteien die Ausarbeiter der neuen integralen und totalitären Intelligenzen sind, das heisst der Schmelztiegel der Vereinigung von Theorie und Praxis, verstanden als realer geschichtlicher Prozess.» Für Gramsci ist die Partei eine «élite, in welcher die in der menschlichen Aktivität implizierte Konzeption schon in einem gewissen Mass aktuelles kohärentes und systematisches Bewusstsein und genauer, entschiedener Wille geworden ist».

«Totalität»: Gramsci selbst gebraucht diesen Ausdruck in den obigen Ausführungen. Man wird an ihn erinnert, wenn Gramsci davon spricht, wie in einem späteren Zeitpunkt, nach der Ueberwindung des bürgerlichen Staates, die Auswahl zwischen gesellschaftlich relevanten und nur individuellen Denkanstössen getroffen werden soll:

«Es ist im übrigen nicht unmöglich zu denken, dass die individuellen Initiativen diszipliniert und geordnet werden, in der Weise, dass sie zuerst durch das Sieb der Akademien und kulturellen Institute verschiedener Art gehen und erst, nachdem sie selektioniert worden sind, öffentlich werden.»

Damit hebt Gramsci die Möglichkeit der freien Urteilsbildung auf; der Staat bevorzundet das öffentliche Bewusstsein.

Volk und Nation

Auf die erwähnte Wichtigkeit der Verbindung mit den niederen Schichten kehrt Gramsci wiederholt zurück, so zum Beispiel wenn er feststellt: «Man macht nicht politica-storia (Politik/Geschichte) ohne diese Leidenschaft, das heisst ohne diese gefühlsmässige Verbindung zwischen intellektuellen und popolo-nazione (Volk/Nation).»

Dieses Zitat soll uns aber auch in einem anderen Sinne interessieren: in ihm taucht der Begriff «popolo-nazione» auf, den Gramsci in seinen Erörterungen immer wieder gebraucht und der gleichzeitig eine jener manchmal etwas unscharfen Wortverbindungen ist, wie er sie gerne gebraucht und die einem Bedürfnis nach naturhaften Begriffen zu entspringen scheinen. Eine ganze Reihe davon findet sich in folgender Stelle, wo Gramsci, von den Volksgefühlen sprechend, sagt:

«Die Kenntnis und die Beurteilung der Wichtigkeit solcher Gefühle geschieht von seiten der Führer nicht mehr durch Intuition, gestützt auf die Identifikation statistischer Gesetze, das heisst auf rationalem und intellektuellem, zu oft trügerischem Weg — die der Führer in Ideen/Kraft (idee-forza), in Worte/Kraft (parole-forza) übersetzt —, sondern sie geschieht von seiten des kollektiven Organismus durch «aktive und bewusste Teilnahme», durch «Mitleidenschaftlichkeit», durch Erfahrung der unmittelbaren Einzelheiten, durch ein System, das man das der lebendigen Philologie nennen könnte. So bildet sich ein enges Band zwischen grosser Masse, Partei, führender Gruppe, und der ganze Komplex, gut artikuliert, kann sich bewegen als «Mensch/Kollektiv» («uomo-collettivo».)

Die Intellektuellen

Nun, die Bezeichnung des intellektuellen Weges als «trügerisch» mutet seltsam an — wobei zudem das Bild eines monolithisch sich bewegenden staatlichen Ganzen unliebsame Assoziationen weckt (und auch der Ausdruck «totalitär» stellt sich in der Erinnerung wieder ein).

In den Bereich der naturhaften Begriffe gehört auch der des «organischen Intellek-

Fortsetzung Seite 5

Dumm? Frech?

Zum erstenmal wurde dieses Jahr der Grenchner Kulturpreis verliehen. Im Namen der drei Preisträger bedankte sich der Pädagoge Karl Stieger mit einer kleinen Ansprache, deren Uebereinstimmung mit Jürg Jegges Beitrag «Kinder, die an der Schule leiden» (in der «nz am wochenende» vom letzten Samstag) frappant ist. «Kulturpreisträger» Stieger sagte:

«... Ueber den Begriff Kultur kann man die höchsten intellektuellen Formulierungen erfinden. Ich will in aller möglichen Kürze sagen, wie ich den Begriff Kultur vom Standpunkt meines Grenchner Schulmodells aus definieren möchte:

Kultur hat ein Lehrer, wenn er mit Ueberzeugung sagt: Es gibt keine «frechen»; «faulen» und «dummen» Schüler! Und wenn er entsprechend handelt.

Ich will versuchen, diese meine Ueberzeugung exemplarisch mit drei Bildern zu erläutern.

1. Bild: Mit meiner Schulklasse gehe ich im Bernina-Gebiet eine steile Geröllhalde hinunter. Ich bin wie gebrechlich und meine Schüler wie junge Geissen. «Ihr dürft so schnell ihr wollt hinunter, aber wartet auf mich vor dem Hotel!» Zwei der ausgesprochen frechesten Mädchen stürmen nicht davon, sondern gehen langsam vor mir her. «Springt doch auch mit den andern hinunter.» Eine der Frechen: «Wissen Sie, Sie könnten fallen und ein Bein brechen, wir bleiben bei Ihnen!»

2. Bild: Einige Tage, nachdem ich einem Schüler gesagt hatte: «Du bist schon ein erfauler Kerl!», kommt er zu mir mit der Bitte: «Darf ich Ihnen einmal an einem freien Nachmittag die Wandschränke im Schulzimmer aufräumen?»

3. Bild: Nach einem Betriebspraktikum fordere ich meine Berufswahlschüler auf, ihre Eindrücke in der Lehrlingswerkstatt sprachlich oder zeichnerisch darzustellen. Ein Schüler, dem ich nach einer Geometrie Klausur enttäuscht sagte: «Dümmert hättest Du diese Aufgaben nicht mehr lösen können!», zeichnet mir einen riesigen Walfischschwanz, aus dem ein Mensch ans Land gespuckt wird. «Typisch», denke ich und frage: «Hast Du meine Aufgabe verstanden?» Er: «Wissen Sie, mir kommt die Lehrlingswerkstatt so vor: der Lehrling kommt wie der Jonas in den Bauch des Fisches und wird nach vier Jahren dann wieder aufs Land gespuckt!» Donnerwetter, welche Intelligenz im symbolhaften Denken! und in der bildhaften Ausdrucks-kraft!

Wahrlich, es braucht im Lehrerberuf Kultur, um kritische Schüler in ihrer Andersbegabtheit zu verstehen und jene Kräfte zu entfalten, die tatsächlich in ihnen sind. Diesen Kultur-Geist benötigen aber auch Eltern in der Erziehung ihrer Kinder, Politiker im Gespräch mit Andersdenkenden, Wirtschaftsjachleute in der Verantwortung gegenüber jedem Arbeiter. Brecht sagt es mit folgenden zwei Bildern:

Der Obstbaum, der kein Obst bringt Wird unfruchtbar gescholten. Wer Untersucht den Boden?

Der Ast, der zusammenbricht Wird faul gescholten, aber Hat nicht Schnee auf ihm gelegen?

Ich glaube, das ist unsere Verpflichtung, dass wir in unserer Gesellschaft nicht die intellektuellen und wirtschaftlichen Leistungsziele einseitig hochspielen, sondern viel mehr Wert legen auf die allgemein menschlichen Verhaltensziele.

Wir sind sicher darin einig, dass unsere demokratisch-freiheitlichen Einrichtungen auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet einer dauernden Verbesserung bedürfen. Das ruft nach Strukturveränderungen und Systemveränderung. Aber sind wir uns bewusst, dass nicht jede Strukturveränderung auch eine Strukturverbesserung ist? Die Aenderung des Menschen ist wichtiger als die Aenderung der Strukturen. Unterliegen wir nicht einem Aberglauben, wenn wir den kulturellen Fortschritt nur in anderen Systemen suchen statt in der Aenderung des Menschen, das heisst bei uns selber? An diese erzieherische Kraft des einzelnen Menschen glauben wir... Karl Stieger

nz am wochenende

- II In Boliviens Gruben gärt es weiter
- III Lothar Baier: Tilmann Mosers «Gottesvergiftung» — Anatomie einer Neurose
- IV Aurel Schmidt über David Cooper Taschenbuchkassetten: Wann kommt die erste Bauchlandung?
- V C.-H. Bachmann: Heutiges Musikleben
- VIII Jörg Huber: Schlöndorffs «Fangschuss» Jürg Frischknecht: Mister Money

nz panorama

- I Susanne Stöcklin-Meier: Aggression und Schimpfworte im Kinderspiel
- II Pierre Gilliland: Geburtenrückgang — die Pille ist nicht schuld
- III Hanswerner Mackwitz: Das japanische Atomschiff Mutsu in Holzschnitten
- IV Schielen — nur ein Schönheitsfehler?

Der Coiffeur, Gramsci und ein Echo

Den Namen Antonio Gramsci hörte ich, ehrlich gestanden, zum erstenmal bei — meinem Coiffeur. Dieser, Franco P., nebenbei Kunstmaler und Sänger, liest zwischen Haarschnitten sowie in der verbleibenden Freizeit auch noch so schwierige Leute wie Heidegger, Adorno und eben Gramsci. Letztes Mal zog Franco P. einen dicken Sammelband mit Aufzeichnungen des italienischen Philosophen aus der Schublade, wobei er dessen Gedankenreichtum und farbigen Stil rühmte...

Nüchtern verfährt Paul Huber mit Antonio Gramsci. Er schildert Leben und Werk des kommunistischen Theoretikers, der 1921 zu den Gründern der KPI gehörte — der KPI, die auf der politischen Szene unseres südlichen Nachbarlandes miter-

weile eine so wichtige Rolle spielt. Huber war nach der Matura zunächst in der Industrie tätig und lebte dann längere Zeit in Italien; jetzt studiert er Italienisch, Geschichte und Deutsch an der Basler Universität und hat hier vor einem Jahr über Cesare Pavese geschrieben. Sein Beitrag über Gramsci nicht ganz einfaches Gedankengebäude will deutlich machen, wie tief der Theoretiker von fortwirkender Bedeutung ist und wo heutige KPI-Leute ihm nicht mehr folgen.

Zu dieser Seite noch eine andere Bemerkung: Unter dem Titel «Dumm? Frech?» findet der Leser für einmal keine Glosse, sondern eine kleine Ansprache. Karl Stieger, der die Ansprache hielt, ist pensionierter

Auf der Suche nach dem «Authentischen»

Trend, Mode und Geschäft im heutigen Musikleben (II) / Eine Serie von Claus-Henning Bachmann

Vielen Ohren klingt es anrühlich, wenn im Zusammenhang mit «klassischer» Musik — das barocke, das im engeren Sinne klassische und das romantische Repertoire umfassend — von Geld gesprochen wird, obwohl die Komponisten dieser Musik gewiss sehr viel davon gesprochen haben; ein Hinweis auf Mozarts realistische Briefe mag genügen. Nur im Schlagergeschäft wird offen zugegeben, dass das Musikleben den Gesetzen von Angebot und Nachfrage gehorcht. Die Empfindlichkeit heutiger Veranstalter und Hörer von traditionell geprägten Konzerten hängt unter anderem damit zusammen, dass sie sich als «Erben» fühlen, als berechnete Nutznießer eines rein geistigen Besitzes.

Der höchst unklare, aber vielzitierte Begriff des «geistigen Erbes» überlagert als ideologischer und pädagogischer Ballast die sogenannte «Ernte Musik», im Branchenjargon «E-Musik» genannt, im Gegensatz zur «Unterhaltungs-» oder «U-Musik». Von diesem Begriff abgeleitet sind die «kulturellen Aufgaben», und die werden von den Veranstaltern gern zur Wahrung sehr persönlicher Interessen, zur Abwehr eines geschäftlichen Risikos oder einfach aus Gewohnheit zitiert.

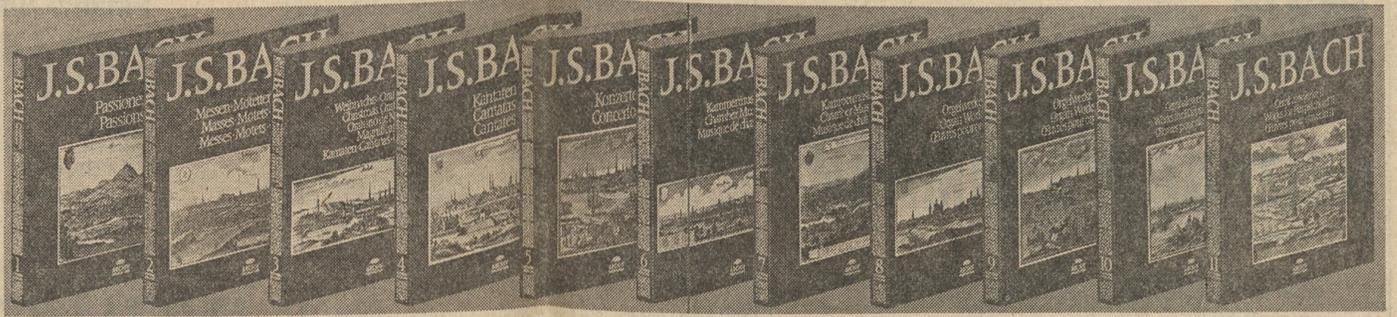
Diese vieldeutigen Aufgaben sind abgeleitet aus bestimmten Normen, und die Normen sind im Bewusstsein von den gleichen Wertvorstellungen geprägt, die durch sie am Leben erhalten werden. So münden die Energien des Musiklebens — gleich, ob es darin harmonisch oder dissonant tönt — immer wieder in die eigenen Antriebe; ein betriebsames Aufgebot von Kultur dreht sich im Kreise. Musikalische Aktivitäten werden erkennbar als Leistungen eines vorgeprägten Bewusstseins. Der Musikbetrieb funktioniert nach einem Modell, das allen menschlichen Begegnungen zugrunde liegt: dem der Interaktion; das heißt er folgt den wechselseitigen Impulsen von Reiz und Reizbeantwortung.

Meisterverehrung

Man kann die Mechanismen des Musiklebens durchaus mit den Reiz-Reaktions-Schemata im menschlichen Verhalten vergleichen. Historisch betrachtet, spielt das im vergangenen Jahrhundert erwachende und sich im Vertrauen auf die ökonomischen Mittel festigende bürgerliche Selbstbewusstsein eine Rolle. Man suchte in der Musik nach Mitteln der Selbstdarstellung, die sich von den Gepflogenheiten des Adels deutlich abheben sollten. Erstausgaben ist, dass dieses legitime Bedürfnis sich über ökonomische Krisen, weltpolitische und gesellschaftliche Entwicklungen hinweg verfestigt hat. Der historische Kontext und die Voraussetzungen, die zur Entstehung der Werke führten, wurden vergessen; damit war die Sphäre der Trivialisierung erreicht.

Wenn beispielsweise eine Tschaikowsky-Sinfonie immer wieder von immer demselben Publikum gehört wird, spielt dabei die Innovation überhaupt keine Rolle mehr, sondern bedeutet (nach Hans-Peter Reinecke) lediglich die Bestätigung eines bestimmten kulturellen Verhaltens, das man beibehalten möchte.

Die Musik war und ist ein hervorragend geeignetes Instrument der seit gut hundert Jahren gepflegten bürgerlichen Selbstdarstellung. Sie schlug sich nieder in der zur Entfaltung drängenden Musikwissenschaft, die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts zur eigenen Disziplin wurde. Auf diese Entwicklung nahm die erste wissenschaftlich fundierte Gesamtausgabe — sie war Johann Sebastian Bach gewidmet, wurde 1851 begonnen und Ende des Jahrhunderts vorläufig abgeschlossen — fördernden Einfluss. Altmeister Bach wurde so zum Symbol der zu akademi-



Gesamtausgaben noch und noch (hier zum Beispiel das Werk von J. S. Bach): Sehnsucht nach klassischer Vollständigkeit oder museale Gigantomanie?

sehen Ehren gekommenen Musikwissenschaft. Die Feiern zum 100. Todestag des Thomaskantors im Jahre 1850 gaben den Auftakt. Meisterverehrung, die Hochachtung des schöpferischen Individuums, das an seinem Werk feilt und ihm schliesslich — möglicherweise in einer «Fassung letzter Hand» — die endgültige Gestalt gibt, wurden bestimmend für die musikwissenschaftliche Forschung. Auf den Praktikus Bach freilich, so schwierige Probleme die textkritische Edition seiner Werke auch aufwarf, wollte diese Vorstellung nie so recht passen. Und bald zeigte sich, dass dieser rigide «Kunstwerk»-Begriff überhaupt nur für einen eng begrenzten Zeitraum im vorigen Jahrhundert zutrifft; schon bei Bruckner und Mahler sind die Fassungen letzter Hand nicht kritiklos als allein gültig anzusehen.

Der Bürger identifizierte sich zur Selbstbehauptung mit seinen Helden, den Musikern; er trieb einen ästhetischen und Wissenschaftskult, der bis heute nachwirkt und unter veränderten Vorzeichen noch immer das Musikleben prägt. Dessen teilweiser Leerlauf und dessen Ungereimtheiten haben ihre Ursachen in solchen Widersprüchen. Eine dieser Ungereimtheiten ist das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis. Zwar gibt es die strikte Trennung dieser Bereiche kaum noch, aber die alten Wertvorstellungen — Wissenschaft sei das Höhere, das Ideale, Praxis dagegen unsauber, banal — wirken unterschwellig fort. Zeitnah eingestellte, reformerisch denkende Wissenschaftler reflektieren die Ambivalenz ihres Faches. Hans-Peter Reinecke spricht von einer «Zweischneidigkeit» des Begriffes Wissenschaft: dem kontrollierten analytischen Bemühen stehe ein Imponiergehabe gegenüber, durch das Wissenschaft zu einer Art Statussymbol, zu einem Machtmittel werde. Mit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit mühe man sich beispielsweise um «stilgetreue Aufführungen», die aber schon deswegen utopisch seien, weil wir nicht die gleichen Hörbedingungen haben wie das Publikum vor zwei- oder dreihundert Jahren.

Boom in alter Musik

Zu den aktuellen Problemen gehören die (oft unbewusste) Verwertung wissenschaftlicher Arbeit als Alibi, die «Vermarktung» dieser Arbeit — ein unschönes Wort, das aber auch eine unschöne Sache benennt — und die nahezu durchgängige Vermarktung des Musiklebens; sie wird hier als «Musikbetrieb» gekennzeichnet, und zwar im wörtlichen Sinne. Ihm widersteht eine Minderheit von Musikern sehr entschieden und sehr erfolgreich; eben damit tragen sie ungewollt zur Trendbildung bei. Ein Beispiel: Konrad Ruhland und die Mitglieder seiner «Capella antiqua», München und Niederaltaich, sind keine «Profis», keine Sänger und Instrumentalisten

von Beruf, wohl aber Spezialisten. Sie betreiben Quellenforschung, beschäftigen sich mit den Musik-Handschriften des Mittelalters und der Renaissance, singen und spielen nach Möglichkeit aus den authentischen Vorlagen, das heisst nach der Mensuralnotation, und sind geübt im Lesen der alten Schlüssel. Die «Capella antiqua» ist unabhängig vom Musikbetrieb, beansprucht und bekommt keine Unterstützung. Ruhland über sein Ensemble: «Wir müssen von den Aufführungen nicht leben. Jeder hat seinen Beruf; wir machen es, weil es uns Spass macht.»

Mit ihrer nicht-kommerzialisierten Orientierung scheint sich die «Capella antiqua» in das Beziehungssystem der Trendbildungen nicht einzufügen; was sich aber einfügt, ist die Rezeption ihrer Konzerte, ihrer Schallplatten. Es handelt sich bei musikalischen Trends, auch bei legitimen Zeitströmungen und vorübergehenden Moden, weniger um eine Sache der Musik selbst als um ein Verhalten derer, die von ihr profitieren. So gibt es einen Boom in sogenannter «alter Musik»; er dürfte seinen Höhepunkt allerdings überschritten haben. Gemeint waren damit vorklassische Musik, Barockmusik, allenfalls noch Monteverdi. Die «Capella antiqua» tangiert diesen Trend nur, aber sie befriedigt den Wunsch nach Authentizität, der gewiss auch mit dem Verlangen nach Sicherheit zu tun hat, nach zuverlässigen Quellen, auf die man sich berufen kann.

Klangbild, historisch

Für den Trend zum sogenannten Original steht auch das Musizieren auf alten Instrumenten ein, das zunehmend an Geltung gewinnt. Spiel auf dem «Mozartflügel», dem alten Hammerklavier, so, wie eben Mozart seine Musik gehört habe (wobei wir nichts Genaueres wissen können), scheint zunächst ein geschmacklicher Art zu sein, ein Salzburger Vergnügen im «Tanzmeister»-Saal des Mozart-Wohnhauses oder bei Feiernstunden in den noch kleineren Räumen des Geburtshauses in der Getreidegasse. Im normalen Konzertsaal käme der reduzierte Klang nicht zur Wirkung. Ein dankbares Feld entdeckte aber die Schallplattenindustrie, die im Studio die Bedingungen historischer Räume annähernd abbilden kann.

Für Geiger bot sich die Verwendung von Darmsaiten an; der bis ins 18. Jahrhundert hinein gebräuchliche Rundbogen hatte für das Bach-Spiel wichtige Phrasierungs-Erkennnisse gebracht — heute verwenden auch einige Mozart-Interpreten den Originalbogen des 18. Jahrhunderts. Ueber den musikalischen Wert kann man allemal diskutieren; wichtig ist in unserem Zusammenhang, dass mit Berufung auf unbekannte Hörvorgänge, die sich aus dem Original-Instrumentarium keineswegs rekonstruieren lassen, instrumentale Verbesserungen als solche negiert werden. Interpreten, die bei ausschliesslicher Ver-

wendung moderner Instrumente nicht konkurrenzfähig waren, konnten sich auf diese Weise profilieren — entscheidende Voraussetzung war allerdings das Interesse von Schallplattenfirmen. Für diese gilt nun ebenfalls das Profilierungsstreben. Es gibt von einer im Plattengeschäft noch jungen Firma die Mozart-Sonaten für Klavier und Violine nach historischem Klangideal, und zwar in einer Gesamtaufnahme. Und es ist wohl kein Zufall, dass dieses Unternehmen sich mit seinen musikwissenschaftlich «abgesicherten» Raritäten vermarktet und die Schallplatten-Produktion aufgegeben hat.

Gesamtausgaben

Gesamtaufnahmen sind das kommerzielle Pendant zu den Gesamtausgaben. Das verlegerische Engagement für letztere begann in den Gründerjahren; es fiel zusammen mit der allgemeinen musikalischen Produktionssteigerung, die quer durch alle Bereiche ging und in Hunderten von Katalogen, hohen Opuszahlen und nicht minder hohen Auflagen des Notenmaterials, in Musik für alle Anlässe — für Hochzeit und Begräbnis, für Kinder und fürs Grossmutterchen — ihren Ausdruck fand. Eine späte, heute leicht pathetisch wirkende Nachblüte erlebte diese Aktivität in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als beispielsweise der Kasseler Verleger Karl Vötterle die «Stunde der Gesamtausgabe» verkündete. Mittlerweile sieht die Praxis etwas anders aus.

Eine Denkschrift der Gesellschaft für Musikforschung hat im Vorjahr auf die schwierige Situation der «ausseruniversitären musikwissenschaftlichen Einrichtungen von überregionaler Bedeutung, vor allem der nicht etatisierten Institute», aufmerksam gemacht. Derzeit ermöglicht oder teilfinanziert die Stiftung Volkswagenwerk folgende Gesamtausgaben mit den jeweils eigens dafür eingerichteten Instituten: die Neue Bach-Ausgabe, die Neue Mozart-Ausgabe, die Haydn-Gesamtausgabe, die Neue Schubert-Ausgabe, die Arnold-Schönberg-Gesamtausgabe, die Richard-Wagner-Gesamtausgabe; ausserdem leistet die Stiftung Volkswagenwerk Druckkosten-Zuschüsse zur Gluck-Gesamtausgabe und unterstützt das Internationale Quellenlexikon der Musik, das grösste auf internationaler Ebene entstehende musikbibliographische Unternehmen.

Schon vor einigen Jahren hat die Stiftung jedoch den Geldhahn gedrosselt: Neue Vorhaben, wurde entschieden erklärt, könnten mit ihrer Unterstützung nicht rechnen. Sie sei auch im Grunde für die Betreuung und langfristige Finanzierung solcher Editionen nicht zuständig. Es fehle in der Bundesrepublik Deutschland an einer dafür geeigneten Institution. Die jetzige Situation, vor allem auch die soziale Lage der an den Editionen arbeitenden Wissenschaftler, ist äusserst ungewiss.

Mit den Gesamtausgaben werden nicht selten die Urtext-Ausgaben verwechselt. Urtexte haben im Zeichen des Historismus einen beträchtlichen Marktwert erlangt. Man meint etwas Authentisches zu besitzen und vergisst dabei die prägende Kraft der Zeitumstände, die auf Entstehung, Niederschrift, Aufführung und Rezeption eines Werkes eingewirkt haben. Ein Münchner Verlag hat sich auf Urtexte spezialisiert, den Bänden ein einheitliches Aussehen gegeben und damit die Aura eines Markenartikels hergestellt.

Die «Urtextbewegung» hängt eng zusammen mit der nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommene Wissenschaftsgläubigkeit. Man weiss inzwischen, wie sehr in früheren Jahrhunderten der Interpret die Aufführungspraxis beeinflusst hat — und man zieht heute den Nutzen daraus, dass bedeutende Virtuosen wiederum in hohem Ansehen stehen: Die Urtext-Ausgaben von Beethoven-Sonaten sind verbleibend mit einem Fettersatz von Claudio Arrau versehen.

Trendbildungen, zeigt sich jetzt deutlicher, sind nicht von einer machtausübenden oder interessengelenkten (staatlichen oder privaten) Institution gewollt, sondern das Produkt von ökonomischen, wissenschaftlich-historischen und idealistisch-ästhetischen Wechselwirkungen, die häufig erst lange nach ihrem Entstehen ins Bewusstsein treten. Gleichwohl kommt der ökonomischen Sphäre, wie sich gerade an der Praxis immer wieder zeigt, eine «Ueberbau»-Funktion zu. Mit diesem Problem hat sich der Publizist Hans G. Helms beschäftigt: «Die Künste sind im Ueberbau angesiedelt; künstlerische Prozesse sind Ueberbauerscheinungen, künstlerische Produktion ist keine gesellschaftlich notwendige Produktion, das heisst keine zur Regeneration der Gesellschaft erforderliche Produktion, sondern eine, die die Verhältnisse auf der gesellschaftlichen Basis im Bewusstsein abbildet.»

Mit der gesellschaftlichen Basis sind die allgemein herrschenden Produktionsverhältnisse gemeint. Deren Arbeitsteiligkeit prägt sich im Musikleben aus: die Folgen sind Spezialisierung und ständig steigende Kosten. Der Subventionsgeber verliert zunehmend die Lust (und auch die Möglichkeit), den permanenten Kostendruck aufzufangen und in den Parlamenten dem — meist parteipolitisch motivierten — Druck sich kulturell uninteressiert gebender Öffentlichkeit gegenüber entgegenzuwirken. Und die marktwirtschaftlich orientierte Unternehmer-Initiative muss vor öffentlichen Aufgaben haltmachen: daran sollte übrigens gerade die Allgemeinheit interessiert sein. Wenn etwa interessengrubene Sozialleistungen als allgemein nützliche Kulturarbeit deklariert werden, vernein sich die Sachverhalte für die Leistungsempfänger.

Letzte Folge dieser Serie am übernächsten Samstag

tuellen», den Gramsci im zweiten Band, «*Gli intellettuali e l'organizzazione della cultura*», darlegt:

«Jede gesellschaftliche Gruppe, entstehend auf dem ursprünglichen Feld einer wesentlichen Funktion in der Welt der wirtschaftlichen Produktion, schafft sich gleichzeitig, in organischer Weise, eine oder mehrere Schichten von Intellektuellen, die ihr Homogenität und Bewusstsein der eigenen Funktion nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene, sondern auch auf sozialer und politischer gibt: der kapitalistische Unternehmer schafft mit sich den Techniker der Industrie, den Wissenschaftler der politischen Ökonomie, den Organisator einer neuen Kultur, eines neuen Rechts usw.»

Gramsci analysiert in diesem zweiten Band der «*Quaderni*» die Rolle der Intellektuellen in der Geschichte Italiens und arbeitet heraus, was er die «kosmopolitische Funktion der italienischen Intellektuellen» nennt. Während in anderen Ländern die intellektuellen Träger eines nationalen Bewusstseins wurden, sind sie in Italien in der Gegenreformation von der Kirche aufgesogen worden. Der Bereich ihrer Aufmerksamkeit war daher nicht Italien, sondern das ganze christliche Europa; daher ihre «kosmopolitische Funktion».

Verpasste Chance

Reflexionen über die Epoche von Renaissance und Gegenreformation finden sich auch im dritten Band, «*Il Risorgimento*». Gramsci wendet sich gegen eine Einschätzung der Renaissance als progressive Bewegung. Wirklich progressiv wäre sie für ihn nur gewesen, wenn das Bürgertum die Notwendigkeit der Schaffung eines nationalen Staates erkannt hätte. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit macht für Gramsci die Grösse Machiavellis aus. Gramsci die «kosmopolitische Funktion» der italienischen Intellektuellen» bezeichnet Gramsci auch als eine der Ursachen

Antonio Gramsci, Italien und die KPI

Leben und Werk des kommunistischen Theoretikers - Bedeutung und Grenzen / Schluss von Seite 1

für die Schwäche des nationalen Bewusstseins vieler Intellektueller während des Risorgimento. (Mit diesem Begriff werden die italienischen Einigungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts bezeichnet.)

Für viele Probleme des geeinten Italien sieht Gramsci die Ursache bereits im Risorgimento. An diesem waren nur die oberen Klassen interessiert gewesen, und überdies war es zu grossen Teilen von aussenpolitischen Ereignissen determiniert worden. Die Möglichkeit, breite Massen am Risorgimento zu interessieren, hätte laut Gramsci bestanden: Dazu hätte die Partei Garibaldis die Rolle des Jakobinismus spielen und die Agrarfrage stellen müssen, um die ländlichen Massen zu mobilisieren. Durch diese Mobilisation wäre das Volk selbst der Protagonist des Risorgimento geworden. So aber blieb dieses die Angelegenheit eines kleinen Kreises. Das Risorgimento erscheint damit als eine der verpassten Gelegenheiten der italienischen Geschichte, als ein Moment, wo die Chance, ein moderner Staat mit breiter Massenbasis zu werden, vertan wurde.

Um den Fragenkreis des modernen Staates geht es auch im vierten Band, «*Note sul Machiavelli, sulla politica e sullo Stato moderno*». Gramsci versteht die Figur des Fürsten bei Machiavelli als einen politischen Mythos, eine konkrete Person als zentralen Punkt, in dem sich die politischen Kräfte vereinen sollten, die in jener gegebenen Situation den nationalen (und somit modernen) Staat hätten begründen können.

Was damals der Fürst, ist für Gramsci in der Gegenwart die Partei. «Der moderne Fürst, der Mythos-Fürst, kann nicht eine reale Person sein, ein konkretes Individuum, er kann nur ein Orga-

nismus sein, ein komplexes Element von Gesellschaft, in welchem das sich Konkretisieren eines anerkannten kollektiven und teilweise durch die Aktion bestätigten Willens bereits begonnen hat. Dieser Organismus ist von der geschichtlichen Entwicklung bereits gegeben; es ist die politische Partei: die erste Zelle, in welcher die Keime kollektiven Willens, welche dazu tendieren, universelle und totale zu werden, sich zusammenfassen.»

Gramsci wendet sich im Band zu Machiavelli auch Problemen der Ideologie zu, wobei er das für ihn wesentliche Konzept der «Hegemonie» ausarbeitet. Er spricht von einer Phase der Konfrontation der «Partei» gewordenen Ideologien, in welcher eine dazu tendiert, die Oberhand zu behalten, «nebst der Einigkeit der ökonomischen und politischen Ziele auch die intellektuelle und moralische Einheit bestimmend, indem sie alle Fragen, um die der Kampf tobt, nicht nur auf eine korporative, sondern auf eine (universelle) Ebene stellt und so die Hegemonie einer wesentlichen gesellschaftlichen Gruppe über eine Reihe von untergeordneten Gruppen schafft».

Im fünften Band der «*Quaderni*» mit dem Titel «*Letteratura e vita nazionale*» kommt Gramsci auf die Literatur zu sprechen. Er stellt das Fehlen einer volkstümlichen italienischen Nationalliteratur entsprechend der französischen Literatur, und er sieht den Grund dazu im mangelnden Eingehen auf die unteren Volksschichten. Kategorisch erklärt er:

«Jede intellektuelle Bewegung wird oder wird wieder national, wenn ein (Gang zum Volk) (andata al popolo) erfolgt ist.»

Für den «Gang zum Volk» eignet sich dabei laut Gramsci insbesondere der Fortset-

zungsroman in Zeitschriften. Dies Beharren auf sogenannt volkstümlichen Literaturformen und auf der Notwendigkeit des «Ganges zum Volk» diente in der Nachkriegszeit oft als Begründung für den unbrauchbarsten sozialistischen Realismus... Die Lektüre dieses fünften Bandes der «*Quaderni*» ist enttäuschend, nicht nur wegen des ausgiebigen Eingehens auf völlig unwichtige Schriftsteller, sondern mehr noch wegen des Fehlens von Hinweisen auf diejenigen Schriftsteller, deren Erwähnung man erwarten könnte. Hier wird eine bestimmte Beschränkung von Gramscis Blickwinkel sichtbar. Kein einziger Hinweis findet sich etwa auf die russische Avantgarde oder die deutsche Literatur der Zeit — beides erstaunlich, da Gramsci beide Sprachen kannte und in Wien wie auch in Moskau wohl die dortigen Diskussionen um die Kunst miterlebt hatte. Die italienischen Futuristen erwähnt er zwar, lehnt sie aber — als nicht volkstümlich, sondern intellektuell — ab. Der letzte Band, «*Passato e presente*», enthält Aufzeichnungen zu eng begrenzten Problemen der Geschichte, die für die meisten Leser von geringem Interesse sind; hier werden auch keine Thesen aufgestellt wie in den anderen Bänden.

Das Entscheidende

Die vorliegende Darstellung der «*Quaderni*» musste notgedrungen lückenhaft bleiben und wollte auch nicht mehr, als einige ihrer wichtigeren Gedanken kurz zu erläutern. Es stellt sich nun die Frage, wie die «*Quaderni*» heute in Italien gesehen werden. Die KPI beruft sich für ihre Politik des

demokratischen Wegs zum Sozialismus immer wieder auf die Reflexionen Gramscis, jedoch hat man dabei manchmal das Gefühl, dass dieser selektiv zitiert werde, denn trotz allen Modifikationen steht er doch fest auf dem Boden der leninistischen Theorie, vor allem was die Probleme des Parlamentarismus, des Pluralismus oder der Partei betrifft. Entscheidend für die Bedeutung Gramscis ist aber wohl, dass er sein Augenmerk immer wieder auf die konkreten geschichtlichen Bedingungen Italiens richtete. Diese Hinwendung zur italienischen «Praxis» erklärt, weshalb er für die KPI zum Repräsentanten einer wirklich nationalen Tradition des Marxismus werden konnte, auf den sie sich gern beruft.

Nach Gramscis Ueberzeugung sollte die Machtergreifung durch eine leninistische Elitepartei erfolgen. Für die KPI heute steht diese Form der Machtergreifung nicht mehr zur Diskussion. Sie hat sich für den parlamentarischen Weg entschieden und garantiert den Parteienpluralismus, die Demokratie, die bürgerlichen Freiheiten.

Und Gramsci? Hinter der neuen Politik der KPI steht wohl nicht so sehr er, sondern vielmehr vor allem das Trauma des Stalinismus und der Ereignisse in Ungarn und der Tschechoslowakei. Die KPI, in der Demokratie grossgeworden, will die Demokratie als wichtige Errungenschaft auch bewahren. Wird sie diesen Willen auch je in der Realität des Regierungsgeschäfts beweisen können?

Wie gesagt — die Frage einer Regierungsbeteiligung der italienischen Kommunisten dürfte sich in Zukunft erneut stellen.

Paul Huber

Alle Ausgaben mit den Werken von Antonio Gramsci sind auf italienisch bei Giulio Einaudi Editore, Torino, erschienen.

Der Suhrkamp Verlag bereitet eine dreibändige Auswahl der Werke Gramscis auf deutsch vor, die ab Frühjahr 1977 erscheinen wird.

Eine umfassende Auswahl gibt auf französisch der Verlag Gallimard heraus; erschienen sind bisher zwei Bände.